



Feierabend

Die Ärztin vom Montmartre.

Von E. Jourrier.

Georg Delrat bewohnte ein kleines Zimmer in der Bronnegasse. In demselben Stockwerk, seinem Quartier benachbart, war vor kurzem mit ihrer Mutter eine junge Doktorin eingezogen, deren Wartezimmer sich bereits eines größeren Zuspruchs erfreute. George begegnete dem Mädchen oft nur auf der Stiege, und ihr jugendfrisches Gesicht hatte es ihm bald schon angetan. Als seine Augen mit jenen seiner Nachbarin beim Vorübergehen zusammenstießen, da begann sein Herz immer bestig zu pochen, und George Delrat kam schließlich zu der Ueberzeugung, daß er ohne dieses Mädchen nicht mehr werde leben können, wie aber mit ihr bekannt werden? Bei seiner Schüchternheit, die er den Frauen gegenüber an den Tag legte, war diese Frage ein fast unlösbares Problem, und von seinen Bekannten stand kein einziger mit Fräulein Lervis in Verbindung. Diese Hindernisse steigerten natürlich noch mehr in seinem Herzen die Liebe und ließen zuletzt einen Plan in ihm reifen, dessen Durchführung das angestrebte Ziel auf dem kürzesten Wege erreichen sollte. Er beschloß, als Patient in das Wartezimmer seiner Angebeteten vorzudringen und sich auf diese Weise ihr zu nähern.

Nachdem er sich eines Tages Mut zugesprochen hatte, läutete er an und betrat das Wartezimmer, wo sich bereits mehrere Herren befanden. Er setzte sich und versank in tiefes Nachdenken. Endlich, nach vielleicht einer halben Stunde, die ihm eine Ewigkeit wähnten, wurde er durch einen Blick der jungen Doktorin eingeladen. Fräulein Lervis schloß hinter ihm die Tür und bot ihm den für die Patienten bestimmten Lehnstuhl an.

Als sich nun George dem Mädchen gegenüber befand, vergaß er gänzlich den Zweck seines Kommens und sagte eine geraume Weile kein Wort.

Fräulein Rosa, durch das Schweigen des Patienten verwundert, begann also als erste:

„Darf ich fragen, was Sie zu mir führt?“

„O ja... Fräulein Doktor...“, stotterte der junge Mann, „ich leide sehr...“

Sie betrachtete ihn genau, da sie aber nur ein gesundheitsstrophendes Antlitz sah, fragte sie erstaunt:

„Bitte, sagen Sie mir, wo verspüren Sie Schmerzen?“

„Überall!“

„Das ist doch keine Aufklärung. Ich muß wissen, wo es ist; in der Herzgegend, im Unterleib oder vielleicht auf der Brust?“

„Ja, ja! Auf der Brust!“

„Was verspüren Sie denn?“

„Draß und Atemnot.“

„Husten Sie?“

„Sehr oft...“

„Da muß ich Sie untersuchen.“

„Bitte, mit Vergnügen.“

George warf mit großer Eile Rock und Weste von sich und Fräulein Rosa legte ihr kleines Ohr an seine Brust und versenkte sich ganz in das Studium der angeblichen Krankheit. Nach langem Abklopfen und Herumhorchen entschied sie:

„Ich bemerke gar nichts, was als Krankheits-symptom zu deuten wäre. Lassen Sie sich von der anderen Seite anschauen. Und sie begann mit dem gleichen Eifer den Rücken des Patienten abzuhorchen.“

„Husten Sie einmal!“ befahl sie.

Er tat, wie ihm geheißen wurde.

„Sagen Sie etwas!“

„He... hm... hm...“

„Aber nicht so! Sagen Sie bitte irgend einen Satz klar und deutlich.“

„Ich bin sehr krank!“ sagte er mit so lauter Stimme, daß Fräulein Lervis ganz unwillkürlich aufstehen mußte. Endlich bezwang sie ihre Heiterkeit und sagte würdevoll:

„Verzeihen Sie bitte, daß ich gelaßt habe, aber ich versichere Ihnen, daß Ihre Gesundheit vollkommen einwandfrei ist. Ihre Lunge funktioniert ganz normal und auch Ihr Brustkorb ist gut entwickelt und weist keinerlei Defekte auf. Die Atemnot, von der Sie sprachen, hat gewiß eine vorübergehende Ursache und wird bald wieder verschwinden.“

Zwei Tage später suchte George die junge Doktorin auf.

„Nun, wie geht es Ihnen? Besser?“ fragte sie.

„O nein, ich habe noch immer Atemnot.“ „Das ist sonderbar. Gestatten Sie noch, daß ich die Kehle untersuche.“

George ließ eine genaue Untersuchung der Kehle über sich ergehen und Fräulein

Rosa versicherte ihm auch diesmal, daß sie nicht die geringste Spur eines krankhaften Zustandes finde. Ungeachtet dessen verschrieb sie ihm ein Surgelmasser. George war verzweifelt.

„Ich muß unbedingt etwas anderes erfinden“, sagte er sich, „deun falls sie merkt, daß mir tatsächlich nichts fehlt, wird sie vielleicht böse und ich kann mir die Möglichkeit verschmerzen, meine Besuche fortzusetzen.“

Nach einer Woche, diesmal schon mutlos, besand er sich neuerdings im Wartezimmer des Fräulein Lervis.

Da er Atemnot nicht mehr simulieren konnte, klagte er diesmal über Herz-zustände. Da sagte ihm Fräulein Rosa: „Wissen Sie, das einzig Krankhafte bei Ihnen ist, daß Sie sich alle möglichen Krankheiten einbilden.“

„Aber ich versichere Ihnen, daß ich krank bin.“

„Vielleicht lesen Sie medizinische Bücher; bei empfänglichen Naturen wirkt das oft geradezu verberberlich.“

„Kein, niemals“, wehrte sich George.

„Was soll ich Ihnen also raten? Denken Sie doch nicht an Ihre angebliche Krankheit, reifen Sie viel und bewegen Sie sich in anregender Gesellschaft. Gegen Einbildung gibt es eben keine andere Medizin als einen starken Willen.“

Zwei Monate vergingen. Eines Tages begab er sich wieder in das Wartezimmer Fräulein Rosas, die von seinem jämmerlichen Anblick diesmal ganz bestürzt war.

„Fühlen Sie sich nicht wohl?“ fragte sie. „Ihr Aussehen hat sich verändert. Abgemagert sind Sie. Was ist denn mit Ihnen eigentlich?“

„Ich weiß selber nicht, was mir fehlt. Ich kann weder essen noch schlafen.“

„Aber Sie haben doch über den Magen bis jetzt nicht geklagt?“

„Nein — aber trotzdem habe ich keinen Appetit.“

Fräulein Rosa schien benommen zu sein. „Vielleicht hat Ihr Leiden eine seelische Ursache?“

„Vielleicht...“ gab er traurig zur Antwort.

Sie faßte den Patienten bei der Hand und begann die Schläge seines unregelmäßigen Pulses zu zählen. Als sie die Röh-

zung Georges bemerkt hatte, als sie ihm in die Augen blickte, in denen sich seine Liebe und bange Ungewißheit spiegelten, wurde sie rot. Nach einer Weile senkte sie unter feinem Blick die Augen und flüsterte:

„Ja, in der Tat, Sie sind krank!...“
„Und nur Sie allein können mich heilen.“

Fräulein Lervis nahm einen Bleistift zur Hand und nachdem sie einige Worte niedergeschrieben hatte, faltete sie das Papier, so wie man gewöhnlich ein Rezept zusammenlegt, überreichte es George und sagte: „Das ist mein letztes Rezept. Wenn Ihnen auch dieses zur Gesundheit nicht verhilft, dann weiß meine Wissenschaft keinen Rat mehr. Ich bitte Sie, das Rezept erst zu Hause zu lesen und sich eventuell an die vorgezeichnete Arznei zu halten.“

Nach Hause zurückgekehrt, faltete George das Papier auseinander und las:

Rp.

„Sprechen Sie mit meiner Mutter.“

Dr. Rosa Lervis.“

Als folgjamer Patient, der sich den Ratschlägen des Arztes fügt, begab er sich am nächsten Morgen zu Frau Lervis.

„Ihr Besuch ist mir keine Ueberraschung“, sagte die Mutter Rosas, „denn meine Tochter hat mich schon eingeweiht.“

In diesem Augenblick trat Fräulein Rosa ins Zimmer.

„Wollen Sie also meine Frau werden?“ fragte George.

„Ja...“ erwiderte sie, „in diesem Falle aber verliere ich in Ihnen meinen besten Patienten.“

(Uebersetzung aus dem Französischen.)

Ein Querulant.

In Nimes starb dieser Tage ein gewisser Herr Paul Goguilot, seines Reichens Rechtsanwalt, der vor vielen Jahren durch eine Reihe origineller Prozesse nicht wenig zur Erweiterung der französischen Oeffentlichkeit beigetragen hat.

So hatte Maitre Goguilot einst die Universität Toulouse verklagt, weil die medizinische Fakultät dieser Hochschule ihm nicht gestatten wollte, an einem — Hebammen-Ausbildungskursus teilzunehmen. Als dieser Kursus angeündigt wurde, hatte die Universität es versäumt, darauf hinzuweisen, daß nur Frauen zu dem Kursus zugelassen werden sollten. Infolgedessen hielt sich Herr Goguilot für berechtigt, seine Zulassung zu diesem Kurse zu fordern, wobei er jedoch von der Universität abgewiesen wurde. Es kam zu einem Prozeß, den Goguilot in allen Instanzen gewann, um nach diesem Triumph freiwillig auf seine Ausbildung als Hebamme zu verzichten.

Nicht minder amüsant war die Sache mit dem Zahnstocher. Eines Tages erschien der Rechtsanwalt auf einem Bahnhof in Paris und wollte einen Zahnstocher als Reisegepäck nach Nimes aufgeben. Natürlich wies man das sonderbare Gepäckstück zurück, was Herrn Goguilot sehr in Harnisch brachte. Er konnte nämlich nachweisen, daß keinerlei Vorschrift existierte, die einen Zahnstocher von der Beförderung als Bahngepäck ausschloß; man mußte also tatsächlich den Zahnstocher zur Beförderung annehmen. Nun hatte jedoch Herr Goguilot den Einfall gehabt, seinen Zahnstocher auch noch zu versichern, und zwar mit 1000 Franken. Unglücklicherweise aber ging der Zahnstocher auf seiner Reise nach Nimes verloren, worauf Herr Goguilot die Anzahlung der Versicherungssumme forderte. Umsonst erbot sich die Bahnverwaltung, dem Rechtsanwalt ein ganzes Bündel funkelnagelneuer Zahnstocher zur Verfügung zu stellen; Herr Goguilot beharrte auf seinem Recht, das ihm auch tatsächlich nach einem monatelangen Prozeß zuteil wurde. Die Bahnverwaltung mußte die 1000 Franken, deren Prämie ordnungsgemäß bezahlt worden war, herauszahlen. Herr Goguilot aber feierte einen neuen Triumph, der seine Popularität als Rechtsanwalt gewaltig steigerte.

Der bekannte Romanschriftsteller Josef Delmont hat das von seinen zahlreichen Freunden schon sehlichst erwartete Buch „20 Jahre Großtierfang“ im Schließens-Berlag, Berlin W 35, bereits erscheinen lassen. (Preis reich illustriert in Ganzleinen RM 9.50). Wir verdanken es dem Verlage, daß wir einen Abschnitt daraus zum Abdruck bringen können:

Die Drang-Utan-Witwe.

Von Josef Delmont.

Der bekannte Romanschriftsteller Josef Delmont hat das von seinen zahlreichen Freunden schon sehlichst erwartete Buch „20 Jahre Großtierfang“ im Schließens-Berlag, Berlin W 35, bereits erscheinen lassen. (Preis reich illustriert in Ganzleinen RM 9.50). Wir verdanken es dem Verlage, daß wir einen Abschnitt daraus zum Abdruck bringen können:

Von Palembang auf Sumatra fuhr ich 1891 mit allen Empfehlungen des Gouverneurs der Insel den Moeßstrom flussaufwärts. In Selajoe, an der Mündung des Kawas in den Moeß, wurden die letzten Anschaffungen gemacht. Dort erwartete mich der alte Ghoba Ramah, der mir bei meiner letzten Expedition so vortreffliche Dienste geleistet hatte.

Mein indischer Boy, ein durchtriebener Halunke, aber mir gegenüber grundehrlich, belog den alten Malaien nach Strich und Faden, um ihn auf neue Geschichten, gegen entsprechende Bezahlung, hungrig zu machen. Ghoba Ramah erzählte, daß ich diesmal die ganzen Wälder und Dschungeln voll von Bestien finden würde. Ich brauchte hauptsächlich Drang-Utans und Riesenschlangen. Ghoba erklärte, daß sich die Drangs derart vermehrt hätten, daß sie die Felder der Eingeborenen überfielen.

Bon Selajoe ging es den Moeß weiter flussaufwärts gegen Moear-Bhti am Fuße des Barisan-Gebirges. Im Dorfe Ghoba Ramahs schallte mir überall das „Tabegg Thuan“ entgegen. Tabegg Thuan ist das „Seruns“ Südwest-Sumatras. Gleich am ersten Tage nach der Ankunft wurden Käfige aus Bambusrohr für meine noch frei herumlaufenden Drangs gefertigt. Ich gab zwölf in Auftrag. (Der ganze Fang betrug aber nach vier Wochen nur sieben Stück.) Vier Tage später ging es in drei Booten stromaufwärts. Nach vier Stunden hartem Rudern durch wunderbare Tropenlandschaft erreichten wir eine von Ghoba bezeichnete Lichtung am Ufer. Zum Aufschlagen des Lagers ein idealer Platz.

Wir waren um drei Uhr früh aufgebrochen. Jetzt war es kurz nach halb acht. Das Lager war in Kürze aufgeschlagen. Die Ladung aus den Booten ans Ufer gebracht. Zwei Boote traten sofort ihren Heimweg an. Noch am Vormittag wurden die Fallen für die Affen gestellt. Schon kurz nach dem Eindringen in den Urwald hatten wir eine stöhnende Drangmutter mit ihrem am Leib hängenden Kinde gesehen. Der Wald wimmelte von allerhand Raubzeug und zähmem Vieh. Der idealste Platz für den Tierfänger. Ich war aber dieses Mal nur auf Drang-Utans hungrig. Ein Drang brachte den doppelten Preis eines Pantheres. Die Fallenkäfige wurden an verschiedenen Stellen placiert.

Der Mechanismus der Falle ist sehr primitiv. Im Innern, an der Mitte der Decke des Käfigs, ist eine große Frucht oder ein Bündel kleinerer Früchte stark befestigt. Darüber ist ein Brett, das auf einer Rolle ruht. An der Rolle sind Schnüre, die die Falltüren halten. Reißt das Tier an den Früchten, so schwingt das Brett, die Schnüre ziehen sich auf die Rolle und die Falltüren sausen herab. Der Raum in

dem Käfig ist nicht sehr groß, damit das gefangene Tier nicht die Möglichkeit hat, sich zu beschädigen.

Am folgenden Morgen erlebte ich die erste Enttäuschung. Alle Käfige hatten Gefangene, nur war — — — kein Drang-Utan darunter. In fünf Käfigen saßen blödsinnige, für mich wertlose, Affen, in dem sechsten Käfig ein Zwergwildschwein, dessen Anwesenheit mir ein Rätsel war. Die größte Ueberraschung wartete meiner im siebenten Käfig. Ein Leopard! Was diese Bestie in den Käfig gelockt hatte, war mir unerklärlich. War dieser Bursche eine Ausnahme seiner Rasse? Ein Vegetarier? Der Käfig war knapp genug für einen Drang-Utan. Schon als ich näher trat, hörte ich, wie der Bursche sich zu befreien versuchte. Er riß mit seinen Krallen an den Bambusstangen. Der schmale Innenraum ließ ihm keinen Platz, um seine ganze Kraft entfalten zu können.

Eiligst wurden die Außenwände des Käfigs mit grünen Rohseilen umwickelt, um Herrn „Fled“ am Ausbrechen zu verhindern. Ich hatte zwar nicht auf Leoparden gerechnet, doch wenn sie einem derart in den „Schopf“ springen, muß man sie nicht wegwerfen. Die dummen Affen wurden in Freiheit gesetzt und die Käfige nach einer anderen Stelle weiter im Innern des Waldes placiert.

Tags darauf hatte ich mehr Glück: Ein Drang-Männchen und eine Mutter mit einem Drang-Utanbaby waren in den ersten zwei Käfigen. Zwei weitere Käfige waren zugesperrt, ohne daß sich etwas gefangen hatte. Wieder hatte meiner eine Ueberraschung. In einem Käfig hatte sich ein mittelgroßes Wildschwein gefangen. Um den Leib des Tieres lag eine halbstarke Boa. Das Schwein war bereits tot, aber noch warm. Die Boa ließ ich samt dem Schwein in dem Käfig.

Jetzt hielt das Glück an. Immer tiefer zog ich mit meinen Leuten in den Busch. In der Gluthitze des Tages rastete man, nur morgens, abends wurde geschafft. Tagsüber herrschte im Walde eine wunderbare Stille, die nur manchmal von dem häßlichen Getöse des Nashornvogels — was seltener vorkam — von dem leisen Singen kleiner Singvögel unterbrochen wurde. Oft schreckte man im Dahindruffeln auf, wenn eine Affenherde vorbeizog, kurzen Aufenthalt nahm und mit großem Geschmetter gegeneinander loschimpfte oder Geräch über einen der ihnen abhielt. Es war eine täuschende Nachahmung einer europäischen Parlaments-Sitzung.

Ein interessantes Abenteuer wartete unser, als wir eines Morgens um vier Uhr einen Tiger ertappten, der einen Käfig bearbeitete, in dem ein großer Drang-Utan sich gefangen hatte. Der Gestreifte war so in seine Arbeit vertieft, daß er unser Herannahen zu spät bemerkte. Der erste Schuß ging durch seinen Hals. Er taumelte, drehte sich herum, wollte seinen, die Menschen erstarrten machenden Schrei ausstoßen, aber der Schuß hatte wohl seine Stimmbänder lädiert. Noch bevor er springen konnte, hatte ihn die zweite Kugel umgelegt. Ein Prachtkerl lag vor mir, den die Eingeborenen jetzt beschimpften und anspien. Im

Käfig sah ein behäbiger Orang-Perr, der infolge des Tigerabenteuers noch sehr aufgeregt tat. Es war das schönste Orang-Utan-Männchen, daß ich je gesehen. Leider kam es eine Stunde später ums Leben.

Ich hatte die Käfige mit den gefangenen Tieren zusammengetragen lassen und war mit meinen Leuten weiter gewandert. Ohne daß einer von uns etwas bemerkt hatte, hatte im Baum die Ehefrau des Pracht-Orangs gefressen und war den Trägern mit dem Käfig versteckt gefolgt. Nur ein Mann, besser gesagt, ein Junge, war bei den Tieren zurückgeblieben. Das Orangweibchen griff plötzlich den Käfig an, in dem ihr Mann gefangen saß. Der Wächter schlief und wachte erst auf, als das Weibchen eine Bresche in den Käfig geschlagen hatte.

Der Junge erwachte plötzlich von dem Lärm und lief auf den Käfig zu. Er hob einen Knüttel vom Boden und hielt sich damit die ihn angreifende Affin vom Leibe. Das Männchen steckte seinen Kopf durch die Öffnung, die seine Geliebte gerissen, und erhielt im gleichen Augenblick einen Schlag mit dem Knüttel, der es mit voller Gewalt im Nacken traf und ihn die Wirbelsäule brach. Das Weibchen biß den Jungen einige Male kräftig, klaffende Wunden an den Beinen, Armen und der Brust zurücklassend. Es ließ sich nicht vertreiben.

Der Junge kam uns schreiend und blutüberströmt nachgelaufen. Ich lehnte sofort um, da ich ihn nicht verstehen konnte. Vor dem Käfig sah die Affin und suchte ihren toten Gefährten herauszuziehen. Sie zischte drohend bei unserem Näherkommen. Ich vertrieb sie mit einem Schrotschuß und öffnete den Käfig. Von einem Baum aus sah uns die Witwe zu. Der tote Orang-Utan wurde im Käfig festgemacht, die zerlegte Tür angebeffert und die Falle neu gestellt, daß im Augenblick, wo die Affin den Käfig betrat, die Türen zulkappen mußten. Am Boden des Käfigs war die „Wage“ (der Mechanismus) angebracht.

Wir zogen uns zurück. Lange brauchten wir nicht zu warten. Kaum waren wir außer Sichtweite, als das Orangweibchen eiligst vom Baum kam und ohne Zögern in den Käfig lief. Die Fangtüren klappten zu. Das Glück mit diesem Fang war mir nicht hold. Die Witwe trauerte im vollsten Sinne des Wortes. Ich mußte ihr den toten Gatten nehmen. Sie fraß nichts und sah betrübt in dem größeren Käfig, den ich ihr eingeräumt hatte. Ich gab ihr einen neuen Gatten. Sie begann sofort zu raufen und brachte dem Orang-Utan häßliche Bißwunden bei. Ich mußte sie wieder allein lassen. Dem toten Gemahl hatte ich das Fell abziehen lassen und es selbst präpariert. Ich gab der Witwe das Fell ihres toten Gatten. Sie saß in der entferntesten Ecke des Käfigs. Ich legte den Affenpelz vorne hin.

Außerst interessant war es, das Tier zu beobachten. Sie blickte nach vorne auf das rotbraune Fell, zog die Luft durch die Nase ein und riß die Augen weit auf. Schließlich beugte sie sich vor und berührte das Fell, rieb mit der Hand darüber und roch zu dem Finger. Dieser Vorgang wiederholte sich mehrere Male. Dabei bewegte sie die Lippen wie im Selbstgespräch. Nun setzte sie sich gerade auf, ging einen Schritt nach vorne und riß mit einem Ruck das Fell an sich. Sie gebärdete sich wie toll. Sie hob das Fell immer wieder auf und rieb daran, dann breitete sie es aus und wälzte sich darauf. Endlich legte sie das Kleid ihres verstorbenen Mannes um die Schultern und hüllte sich darin ein.

Ich freute mich, daß der Baum nun gebrochen war, trotzdem sie auch an diesem Abend keine Nahrung zu sich nahm.

Am folgenden Morgen fand ich die Witwe tot auf dem Fell ihres fetigen Gatten.

Die humorlosen Engländer.

Daß die Amerikaner mehr Sinn für Humor haben als die Engländer, hat ein japanischer Psychologe Dr. Tomio Motoje durch ein wunderliches Experiment zu zeigen gesucht. Er führte seinen Versuch in Cleveland und in London aus, aber beide Male mit sehr verschiedenem Ergebnis. Der Japaner ging in gemüthlicher Haltung durch die belebten Straßen, hielt die Vorübergehenden an und gab ihnen den guten Rat, gerade zu gehen. Er tat dies mit folgenden Worten: „Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich möchte Ihnen anraten, etwas gerader zu gehen und Ihre Schultern mehr zurückzunehmen“. Die Reaktion des Betreffenden schrieb sich dann der Gelehrte sofort in sein Notizbuch auf. Das Ergebnis dieser Untersuchungen war in Cleveland im Staate Ohio folgendes: 318 schluchten, 220 lächelten und gingen dann weiter, 156 machten ein erlautes Gesicht und sagten gar nichts, 87 erklärten, daß sie gerade gingen und des Rates nicht bedürften, 47 bedankten sich ironisch, 25 machten Gebärden, die andeuten sollten, daß sie der Ansicht wären, etwas im Kopfe des Dr. Motoje sei nicht richtig, 23 machten unwirliche Bemerkungen, 10 bedankten sich allen Ernstes und in höflicher Weise, 9 erwiderten, sie könnten nicht gerade gehen, da sie schon alt seien. Die übrigen schenken der Kurde keine Beachtung. Von den 318 Flüchtenden ergingen sich 36 in längeren Beschimpfungen, 150 äußerten sich in gutmütiger, wenn auch derber Weise, 50 meinten, er solle sich zum Teufel scheren, und 2 erklärten ihn für verrückt. Aber als der Japaner seinen Versuch in London wiederholte, da mußte er bald davon absteigen, denn die Leute waren nicht so geduldig, sondern gingen zu Tätlichkeiten über, so daß der Gelehrte bei der Fortsetzung seiner Arbeit schwere Körperverletzungen fürchten mußte. Er ist daher der Ansicht, daß die Amerikaner lebenswürdigere und freundlichere Leute sind als die Engländer und daß sie einen besseren Sinn für Humor haben. B.

Wie das Alphabet zustande kam.

„Ueber den Einfluß der Mundhaltung auf die Entwicklung des Alphabets“ — so lautete das Thema eines vielbeachteten Vortrags, den Sir Richard Paget vor Londoner Wissenschaftlern hielt. Genau wie sich die Sprache auf Grund einer unbewußten physiologischen Sympathie zwischen den Bewegungen der Hände und des Körpers mit denen des Mundes aus der pantomimischen Gebärde entwickelt hat, scheint auch die Entstehung von einer entsprechenden Bewegungssympathie zwischen Mund und Zunge und der Menschenhand beeinflusst worden zu sein. Wenn man die Alphabete verschiedener Völker daraufhin einer Prüfung unterzieht, würde man, wie Sir Richard Paget ausführte, feststellen können, daß in den Buchstaben, welche die Konsonanten P B M W sowie den Vokalant U in der Schriftsprache versinnbildlichen — Laute, bei denen die Ober- und Unterlippen mehr oder weniger vorgehoben und zusammengeführt werden — die betreffenden Schriftzeichen im allgemeinen das unverkennbare Bild eines geschlossenen Mundes oder der beiden vorgehobenen oder geschlossenen Lippen aufzeigen. Sir Richard erläuterte das durch Beispiele, die dem englischen Alphabet entnommen waren. Danach gemahnt das A, das ursprünglich in liegender Stellung geschrieben wurde, an einen geöffneten Mund, der nach rechts gerichtet ist. B ist das Profil von zwei ebenfalls nach rechts

gerichteten Lippen. E stellt einen Mund mit der vorgestreckten Zunge in der Mitte dar. I und L versinnbildlichen aufgerichtete Zungen. O ist Seitenansicht eines gerundeten Mundes, T eine aufgerichtete Zunge, die den wagrechten Gaumen berührt. U und V geben sich als vorgestreckte Lippenpaare zu erkennen und W stellt zwei Lippen im Profil dar, die aber nach unten gerichtet sind, M ein nach oben gerichtetes Lippenpaar. Jeder Buchstabe unseres Alphabets, erklärte Sir Richard, „mit Ausnahme vielleicht von H und Q steht in einem Zusammenhang mit der Stellung des Mundes, der ihn hervorbringt.“ Diese Hypothese ist an sich nichts Neues. Sie wurde bereits im Jahre 1667 von dem Brüsseler Arzt und mystischen Theosophen F. M. von Helmont aufgestellt, der sich dabei auf das hebräische Alphabet bezog. Auch Rudyard Kipling sieht in seiner Geschichte „Wie das Alphabet zustande kam“ die Mundform als Ursprung der Buchstaben A, O, U, M und S an. Frau L. Cantova, eine Schweizer Lehrerin, kam im Mai 1929 selbständig zu dem gleichen Schluß.

Beeinflusst der Funke das Wetter?

Nicht nur von Laien, sondern auch von meteorologischen Fachleuten ist in letzter Zeit wiederholt die Vermutung ausgesprochen worden, daß das Radio einen Einfluß auf das oftmals anormale Wetter der letzten Jahre — verregnete Sommer und milde Winter — ausgeübt habe. Diese Vermutung hat zu eingehenden Untersuchungen über Zusammenhänge zwischen Funken und Wetterbildung geführt. Das Studium von Wetterberichten aus früheren Zeiten, die bis zu 100 Jahren zurückliegen, hat jedoch zu dem Ergebnis geführt, daß anormale Witterungsverhältnisse auch in früheren Jahrzehnten, als das Radio noch unbekannt war, genau so häufig und in gleichem Ausmaß vorgekommen sind wie in jüngster Zeit. Im Vergleich zu den großen Mengen elektrischer Energie, die bei Gewittern in der Atmosphäre zerstreut werden, sind die Aetherschwingungen der Radiofonie — selbst in Anbetracht der Wirksamkeit sämtlicher Funkstationen der Erde — so minimal, daß ein Einfluß der Radiowellen auf das Wetter sich kaum jemals geltend machen kann.

Gebildete Leute.

Vierzabel von Weittenhiller.

Eine Brillenschlange und ein Schneumon trafen sich im tiefen Dschungel. Die Schlange begann sich zu ringeln und wiegte ihr Haupt. Dann klapperte sie: „Ich weiß, was du denkst! Du möchtest gern deinen scharfen Zahn in mein schillerndes Gewand schlagen, denn mein Gift kann dir nichts anhaben.“ Der Schneumon antwortete: „Auch ich weiß, was du denkst! Du möchtest dich gern um mich ringeln und mich erwürgen.“ — „Sui!“ machte die Schlange. „Es ist immer gut, wenn man volle Klarheit über die Absichten des Partners besitzt.“ — „Gewiß!“ stimmte der Schneumon zu. „Aber eine unsichere Sache bleibt es doch, nicht zu wissen, wer dem anderen zuvorkommt.“ — „Ganz meine Ansicht!“ klapperte die Schlange. Daraufhin empfahlen sich beide höflich unter sehr vielen Komplimenten und suchten nach anderer Beute.

Was mancher nicht weiß.

Die Wärme, die die Erde von den Sternen bekommt, ist nicht größer, als die Wärme-
wirkung einer Kerze, die in 63 Meilen Ab-
stand brennt. Wollte man durch die Wärme
des nächsten Sternes einen Fingerhut voll
Wasser zum Kochen bringen, so würde diese
Aufgabe eine Billion Jahre erfordern.

In manchen Hotels gibt es Beschärfrei-
nungsmaschinen, die in einer Stunde 3000
Gläser und 2500 Teller reinigen, sterilisieren
und trocknen.

Die reichste Stadt Großbritanniens ist
Glasgow, an zweiter Stelle steht Westminster,
während London den dritten Platz einnimmt.
Erst dann folgen Liverpool, Birmingham und
Edinburgh.

Ein neues Geheimverfahren ist imstande,
Baumwolle so hart zu machen, daß sie einen
trefflichen Ersatz für Holz bildet und folglich
zur Herstellung von Möbeln verwendet wer-
den kann. Das Material kann genau wie
Holz gesägt, geschliffen und poliert werden.

Bei der Herstellung von Sprechfilmen in
Hollywood werden jetzt Mikrophone benutzt,
die so winzig sind, daß man sie im Knopfloch
tragen kann. Infolgedessen können auf der
Straße und überall sonst Szenen aufgenommen
werden.

Als das kostbarste Buch der Welt gilt eine
Gutenberg-Bibel, die demnächst in London zum
Verkauf kommen wird. Ihr Wert wird auf
eine Million Mark geschätzt. Ein zweites
Exemplar der Bibel wurde seinerzeit von der
Pfle Universität in den Vereinigten Staaten
für etwa 500.000 Mark gekauft.

Bei vielen Stämmen der Bevölkerung
Vorderindiens werden den Toten Gedenksteine
in der Siedlung errichtet. Wurde jemand
von einem Tiger zerrissen, so finden sich die
Gedenksteine meist an dieser Stelle auf dem
Felde oder im Walde; bei anderen Stämmen
ist ein sehr eigentümlicher Totenkult üblich.
Der Körper des Toten wird mit Stricken auf-
rechtstehend an den Stamm eines heiligen
Rehwahannes gebunden, und dann verbrannt.
Vorher wurde eine Kuh geschlachtet und alle
Gäste reichlich bewirtet. Die Asche des Toten
wird gesammelt und an der Stelle des Boges
beigelegt, eine Steinplatte darüber gelegt und
an diese ein Aufschwang gebunden zum Zei-
chen, daß die Totenbräute, die oft in Ketten
des Verstorbenen vollziehen muß, richtig aus-
geführt worden sind. Kinder und Frauen
werden aber bei diesen Stämmen nicht ver-
brannt, sondern stets beerdigt.

In den Dörfern der Loda-Stämme in
Vorderindien gibt es außer den Dorfpriestern
meist drei Einsiedler, die in hohem Ansehen
stehen, weil man glaubt, daß die Geister in
ihnen wohnen. Sie werden daher in schwie-
rigen Höhlen um Rat gefragt. Der Fragende
darf aber erst nach eingeholtem Erlaubnis aus
der Ferne mit ihnen sprechen. Frauen dürfen
sich ihnen überhaupt nicht nähern. Diese Ein-
siedler müssen stets nackt gehen, auch in der
kalten Jahreszeit ist ihnen nur ein Lenden-
tuch gestattet. Eine Herde heiliger Büffel
dient ausschließlich zu ihrem Gebrauch.

Die Sprache der Eingeborenen von Madag-
ascar ist dadurch merkwürdig, daß sie keine
Mehrzahl kennt. Dennoch ist sie ganz gut aus-
gebildet, hat sie doch — im Gegensatz zu der
Sprache anderer wilder Völkerschaften — ein
vollständiges Zahlensystem bis zu einer Mil-
lion. Schwierig ist ihre Erlernung dadurch, daß
eine Generation ohne weiteres Worte verwirft,
die bei der vorherigen Generation allgemein
üblich waren. Trägt zum Beispiel ein Häupt-

ling einen Namen, der früher für ein Tier oder
einen Gegenstand benutzt wurde, so dürfen
Tier und Gegenstand fernerhin nicht mehr mit
diesem Namen genannt werden.

— Weiteres. —

Schlagfertigkeit. In einem Gasthause zu
Eham war die Rede von der in Aussicht stehenden
Ausstellung durch namhafte Künstler. Da
wollte ein Bader einem Lohnkutscher, der durch
seine Verbeth bekannt war, eines anhängen,
indem er hämisch sagte: „Da mußt hingehn,
Lohnkutscha, da kriagst a Bildung!“ — „Dös
tua i owa r aa“, entgegnete dieser. „Und wenn
is ho, nacha heb is bei dir aaf; da wirds ma
net gstohtn; bei dir suacht's loana!“

(Der Baherwald.)

Nahe. Der berühmte französische Maler
Horace Vernet reiste einmal in der Bahn zu-
sammen mit zwei Damen, die, ohne ihn zu
kennen, seine Werke sehr herunter machten. Der
Maler hörte zu und sagte nichts. Als nun der
Zug in einen Tunnel kam und es dunkel im
Abteil wurde, küßte Vernet sich mit einem kräf-
tigen Schmatzen auf die Hand. Einige Sekun-
den später war es wieder taghell. Die Damen
sahen einander höchst misstrauisch an... Vernet
amüsierte sich köstlich. Als er an der nächsten
Station anstieg, fragte er mit einer höflichen
Verneigung: „Verzeihung, meine Damen —
aber welche von Ihnen hat mich eigentlich vor-
hin geküßt?“

Die junge Hausfrau. Er war zur festge-
setzten Stunde heimgelommen und hatte als
geduldiger Ehemann am Tisch Platz genommen,
um pünktlich zur Stelle zu sein, wenn es ihr
gefallen würde, das Essen aufzumachieren zu
lassen. Aber es kam keins. Er wartete eine
Viertelstunde. Er wartete eine halbe Stunde.
Er wartete eine Stunde. Aber was nicht kam,
war das Essen. Endlich riß ihm die Geduld.
Er rief zu seiner Frau in die Küche hinaus:
„Ich geh jetzt und esse im Restaurant!“ —
„Kannst du nicht noch fünf Minuten warten,
Liebling?“ schallte die engelgleiche Stimme
seiner Gattin zurück. — „Kommt denn dann
das Essen?“ bligte ein Hoffnungsschimmer in
ihm auf. — „Nein. Aber dann zieh ich ein
anderes Kleid an und gehe mit.“

Trene. „Ihr Frauen könnt ja niemals
treu sein.“ — „Bitte — ich bin immer treu.
Alle sagen das!“

— Schach-Ecke. —

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen.
Benzel Schwarz, Zweifelh. Nr. 65
bei Leptig-Schönan.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Wichtigstes aus der Endspiellehre.

54. Fortsetzung.

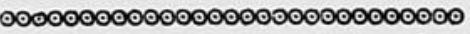
**Turm gegen einen Läufer und einen
Bauer.** bleibt meist unentschieden.
Zwei verbundene vorgerückte Bauern,
vom Läufer unterstützt, gewinnen regel-
mäßig, zwei nicht verbundene hält
der Turm mit Hilfe seines Königs gewöhn-
lich auf. Es gibt mancher studienartige
Ausnahmefälle, die hier nicht besprochen
werden können.

**Turm gegen einen Springer und einen
Bauer.** Für diese Endspiele gilt im allge-
meinen dasselbe, wie für die Endspiele des
Turmes gegen einen Läufer und einen Bauer;
sie bleiben meist unentschieden bei
einem Bauer, bei zwei Bauern kann der
Turm hier aber manchmal leichter remis
halten, als gegen zwei Bauern mit Läufer.

Läufer gegen Turm und einen Bauer.
Merkwürdigerweise gibt es Fälle, wo diese

Bis zu welcher Tiefe gibt es Fische im Meer?

Die größte bisher festgestellte Meerestiefe
findet sich in der Nähe der Philippinen; sie
misst 9780 Meter unter der Oberfläche des
Wassers. Es ist klar, daß sich in dieser Tiefe
keine Fische mehr befinden. Die Zahl der
Fischarten im Meer ist übrigens erheblich
kleiner als die der Flüsse und Seen auf den
Festländern; es sind ihrer höchstens 1000, und
davon besitzt ungefähr der fünfte Teil Leucht-
organe. Die Hälfte jener Arten geht kaum
tiefer als 2000 Meter. Die Arten, die in
größeren Tiefen leben, werden immer kleiner.
Bei 4000 oder 5000 Meter sind Fische schon
selten.



große Uebermacht den Sieg nicht erzwingt.
Es kommt darauf an, auf welchen wagrecht
wie senkrechten Reihen die Bauern
stehen. So gewinnen immer nur die
Springerbauern, die Turmbauern
gewinnen immer gegen den Läufer von der
Farbe ihres Verwandlungs(Eck-)feldes, gegen
andersfarbige Läufer gewinnt der Turmbauer
nur auf seiner zweiten bis vierten Reihe
(zum Beispiel Bb2, h3, h4), auf der fünften
Reihe gibt es schon Remisstellungen.

Bei Mittelbauern und bei Läu-
ferbauern läßt sich der Gewinn meist
nur dann erzwingen, wenn die Bauern auf
ihrer zweiten bis fünften Reihe stehen, bei
Mittelbauern (d und e), auch noch, wenn sie
bereits auf ihrer sechsten Reihe stehen.

Bild 99.

Mittelbauer gegen Läufer.



Weiß gewinnt mit und ohne Anzug.

Das kürzeste Gewinnverfahren in vorste-
hendem Bilde ist: 1. Ta1! 2. Ta6! 3. Ld6
3. Tb6 (bei allen diesen Endspielen arbeitet
man mit Abwartungszügen) 4. Kd7 4. Kd5! 5. Lg3
5. Tb7! 6. Kc8 (auf Lc7 opfert Weiß den Turm
sofort) 6. Kc6 und gewinnt, indem er den
Bauer nach d6 vorrückt.

Auf der sechsten Reihe vermag der
Läuferbauer nicht zu gewinnen, wer auch
am Zuge ist, zum Beispiel nachstehendes
Bild.

Bild 100.

Läuferbauer auf dem sechsten Feld.



Unentschieden, wer auch anzieht.

1. . . Lc4 2. Tc7 3. Tb3 3. Tb7 4. Ld5 oder a2.
Der Läufer darf diese Diagonale nicht ver-
lassen, er muß sich so stellen, daß er nach
Kg6 Schach bieten kann. Dadurch bleibt das
Spiel remis.

Weiß kann noch den Versuch machen,
durch f7 zu gewinnen, zum Beispiel 4. f7
Kg7! (den Bauer schlagen wäre schlecht
wegen Kf6!) remis.

Fortsetzung folgt.